

Peter Geißler, André Sassenfeld (Hg.)
Jenseits von Sprache und Denken

Therapie & Beratung

Peter Geißler, André Sassenfeld (Hg.)

Jenseits von Sprache und Denken

**Implizite Dimensionen
im psychotherapeutischen Geschehen**

Mit Beiträgen von Michael B. Buchholz, Jörg Clauer,
Peter Geißler, Sebastian Leikert, André Sassenfeld,
Maria Steiner Fahrni und Thomas Stephenson

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2013 Psychosozial-Verlag

Walltorstr. 10, D-35390 Gießen

Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Paul Klee: »Übermut«, 1939

Umschlaggestaltung & Layout: Hanspeter Ludwig, Wetzlar

www.imaginary-world.de

Satz: Andrea Deines, Berlin

Druck: CPI books GmbH, Leck



Printed in Germany
ISBN 978-3-8379-2233-2

Inhalt

<i>André Sassenfeld</i> Editorial	7
<i>Peter Geißler</i> Einführende Gedanken zum Thema	9
<i>Michael B. Buchholz</i> Wie sich implizites Wissen bei Therapeuten entwickelt Eine Skizze	25
<i>André Sassenfeld</i> Die implizite Domäne Annäherungen an ihre Definition	57
<i>Jörg Clauer</i> Die implizite Dimension in der Psychotherapie	135
<i>Thomas Stephenson</i> Die sokratische Inversion Über die sichere Unsicherheit unseres Wissens als relational-analytischer Ressource	175
<i>Maria Steiner Fahrni</i> Implizites Beziehungswissen als Wegweiser in Träumen und im psychotherapeutischen Geschehen	199

Sebastian Leikert

Ödipus vergessend? 237

Eine kritische Anmerkung zum Begriff
des impliziten Beziehungswissen

Peter Geißler

Langsame Therapie 257

Evolutionsbiologie und implizites Wissen.
Querverbindungen zur analytischen Körperpsychotherapie.
Erste Gedanken

Editorial

Der Begriff des Impliziten ist gegenwärtig ein disziplinen-übergreifender Begriff, der eine grundlegende Dimension des menschlichen Phänomens zu beschreiben und zu verstehen sucht. Seien es die neurobiologische Verarbeitung von Informationen, die vorbewusste Wahrnehmung der Umwelt, das prozedurale Gedächtnis oder die mannigfaltigen unbewussten Kommunikations- und Beziehungsvorgänge, die implizite Domäne ist in der menschlichen Existenz allgegenwärtig. Unsere Anpassung an unsere Lebensumstände hängt fundamental von impliziten, also nicht bewussten, prä-reflexiven und automatisierten, Prozessen ab.

Diese grundlegende Bedeutung der impliziten Domäne legt die Relevanz ihrer Erforschung nah. In den letzten Jahrzehnten sind in verschiedenen Disziplinen (neuropsychologische Gedächtnisforschung, Neurowissenschaften, cognitive sciences, etc.) wichtige Beiträge zu ihrem Verständnis formuliert worden. Auch im Bereich der Psychoanalyse und der Psychotherapie wird der Begriff des Impliziten immer mehr berücksichtigt und fließt immer tiefer in die theoretische und klinische Begriffsbildung ein. Dieser Umstand wird in diesem Buch dargestellt.

Besonders wichtig ist für die Psychoanalyse und die analytische Körperpsychotherapie der Befund, dass Veränderungsprozesse teilweise in einer tiefgreifenden impliziten Dimension ablaufen. Diese Dimension kann allgemein als eine verkörperte Beziehungsdimension aufgefasst werden. Analytiker und Psychotherapeuten brauchen daher ein wachsendes Verständnis

der vielfältigen Vorgänge, die in analytischen oder psychotherapeutischen Prozessen in der Beziehung zwischen Patient und Therapeut vor sich gehen. Bestenfalls geht solches Verständnis mit Möglichkeiten einher, implizite Veränderungsvorgänge in gewissem Maß zu beeinflussen.

Die in diesem Buch versammelten Beiträge versuchen auf verschiedene Art und Weise, theoretische und klinische Möglichkeiten und Ergebnisse der Erforschung der impliziten Domäne darzustellen. Damit tragen sie dazu bei, unser notwendiges Verständnis des Impliziten zu vertiefen und zu erweitern.

André Sassenfeld
Januar 2013, Santiago de Chile

Einführende Gedanken zum Thema

Mittlerweile ist wohl unbestritten, dass der Handlungsdimension innerhalb der psychoanalytischen Therapie eine weitaus größere Rolle zukommt als ursprünglich angenommen, und zwar nicht nur in ihrer negativen Ausprägung, die ursprünglich durch den Begriff des Agierens umfasst wurde, sondern nun auch als wichtiger, als teils unverzichtbarer Weg im Hinblick auf handlungsnaher Verstehensmöglichkeiten therapeutisch bedeutsamer Veränderungsprozesse. Nicht alles muss somit durch das Nadelöhr der Sprache gehen. Unstrittig ist wohl ebenso auf der Ebene der neurologischen Basis, dass bestimmte, mit der expliziten Erinnerung in Verbindung stehende Hirnareale erst mit Verzögerung reifen, d. h. zu einem Zeitpunkt, zu dem das heranwachsende Kind längst die wichtigsten Spielregeln seines kulturellen Umfelds begriffen hat, lange bevor es imstande ist, sich diesbezüglich sprachlich auszudrücken. Man kann sich die sog. infantile Amnesie daher nun anders vorstellen als zu Freuds Zeiten. Etwas strittiger scheint mir die Frage zu sein, welchen Stellenwert dem Erinnern früher lebensgeschichtlich bedeutsamer Erfahrungen innerhalb psychoanalytischer Therapie beizumessen ist, und damit auch »Körpererinnerungen«, in denen sich ein Teil der Vergangenheit, ob alltäglicher oder traumatischer Natur, wiederfindet und innerhalb der therapeutischen Situation reinszeniert.¹

¹ Vgl. dazu eine Diskussion zwischen Fonagy und Leuzinger-Bohleber, in Leuzinger-Bohleber et al. (2008).

Körpererinnerungen, »Embodiment« und Handlungsdialoge jenseits unseres Bewusstseins verweisen auf andere Formen des Wissens als explizite. In der Auseinandersetzung um die klinische Bedeutsamkeit des impliziten Beziehungswissens war die Gedächtnisforschung eine wichtige Säule. Im Beitrag von *Sassenfeld* in diesem Buch wird dies schön herausgearbeitet, und bereits Koukkou, Leuzinger-Bohleber und Mertens haben dies 1998 klar aufgezeigt. Man wird also innerhalb psychoanalytischer Therapie – und analytische Körperpsychotherapie versteht sich als eine Entwicklung *innerhalb* der Psychoanalyse, auch wenn sie sich aufgrund des spezifischen praktischen Vorgehens an den Rändern derselben bewegt – um das Erinnern weiterhin nicht herumkommen, wenngleich sich die Art der Erinnerungsarbeit verändert haben mag. Nicht so sehr das explizit-sprachliche und bewusste Erkunden frühkindlicher Erfahrungen muss im Vordergrund stehen (auch wenn ein solches Vorgehen bisweilen Sinn machen kann), sondern das Erinnern ist viel stärker verknüpft mit unbewussten Inszenierungen im Hier und Jetzt der analytischen Interaktion. Die Bedeutsamkeit unbewusster Handlungsdialoge (Klüwer 1983, 1995) und Enactments (Jacobs 1986) ist analytisches Allgemeingut geworden, sofern sie sich *spontan* inszenieren. Jedoch überschreitet die Vorstellung, Handlungsdialoge dann und wann aktiv zu gestalten, nach wie vor eine analytische Demarkationslinie, was mir im Grunde als Widerspruch erscheint, wenn man anerkennt, dass eben auch Sprechen Handeln ist. Wenn wir uns gestatten, mit unseren Patienten bewusst und intendiert zu sprechen und auf diese Weise die Interaktion über das Medium des Sprechens aktiv mitgestalten, warum sollte dann die Vorstellung, das bewusste und intendierte Handeln auf andere Formen der Interaktion auszudehnen, so abwegig sein?²

2 Mitverantwortlich in diesem »Widerstand« ist wohl auch die Geschwindigkeit und der Flusscharakter, der typisch für das körperliche Handeln ist, und auch die Komplexität vieler Handlungsstrukturen, weil dabei verschiedene körperliche Bereiche und eine Mehrzahl von Muskelketten zugleich miteinbezogen sind. Genau diese Komplexität macht Handlungen auch für die Beforschung so schwer zugänglich, weil man in einer umfassenden Erfassung des Handelns, anders als in der Erfassung der Gesichtsmimik durch FACS, eine Ganzkörperkodierung anstreben müsste, was einem forscherschen Monsterprojekt gleichkommen würde.

Zweifellos ist auch die Beforschung von Narrativen, auf die *Buchholz* in seinem Beitrag Bezug nimmt, ein brauchbarer Weg zum impliziten Beziehungswissen, weil sich dieses in jeder Ausdrucksform menschlichen Verhaltens manifestiert, d. h. auch im Miteinander-Sprechen und sogar innerhalb der Tiefenstruktur der gesprochenen Sprache, sofern man sämtliche para- und nonverbalen Aspekte in die Analyse miteinbezieht. Stern (1998) hat darauf in seinen Arbeiten rund um das »mikroanalytische Interview« hingewiesen. Denn auch das Sprechen ist Handeln, und es ist voll von affektiven Strukturen. Klar ist, dass ein Unterschied besteht zwischen frühen, präsymbolisch organisierten Affektstrukturen, die das implizite Beziehungswissen und damit auch die Basisübertragung prägen, und dem unstrukturierten affektiven Erfahrungskern der Traumageschichte (vgl. Holderegger 2012). Erstere dienen, im Gegensatz zur traumatischen Erfahrung, dem Aufbau der Psyche, und zwar in Form präsymbolischer, »enaktiver« Repräsentation (Lyons-Ruth 1998).

Besonders geeignet sind nach wie vor Träume, um beide affektive Dimensionen zu erschließen. Der Beitrag von *Steiner Fahrni* in diesem Buch legt davon Zeugnis ab, ebenso ihr Lehrbuchbeitrag (2007), innerhalb dessen sie die Wichtigkeit des manifesten Traum inhalts hervorgehoben hatte. Dieses Mal nimmt sie in ihrer Analyse der impliziten Vorgänge, wie sie sich in Träumen manifestieren, in einem konkreten Beispiel Bezug auf die mögliche nachträgliche Bedeutung einer körpertherapeutischen Intervention. Zugleich wird das Verhältnis zwischen Sprechen und körpertherapeutischen Interventionen in dieser Art der Arbeit erahnbar, und darin unterscheidet sich analytische Körperpsychotherapie wiederum von Bioenergetischer Analyse, die den Körper in anderer Weise und auch in aller Regel häufiger in die therapeutische Arbeit unmittelbar einbezieht. Dass Bioenergetiker aber mittlerweile ebenso intensiv über die Dimension des impliziten Beziehungswissens und damit verbundene Implikationen nachdenken, macht der Beitrag von *Clauer* deutlich. Es liegt in der Natur der teils unterschiedlichen theoretischen Standpunkte, dass die gezogenen klinischen Schlussfolgerungen in eine andere Richtung verweisen als in der analytischen Körperpsychotherapie.

Wenn wir innerhalb der analytischen Körperpsychotherapie das Setting *potenziell* für den Handlungsraum öffnen, also für ein Miteinander-Handeln, das gelegentlich darin mündet, dass Patient und Therapeut die Stühle verlas-

sen (oder der Patient die Couch)³, dann soll durch diese Öffnung der Patient weder bedrängt werden, noch soll das Verbale gegen das Körpertherapeutische ausgespielt werden. Ich wiederhole diesen Punkt lediglich, weil *Buchholz* in seinem Buchbeitrag auf das Risiko des Gegeneinander-Ausspielens der »Körperarbeit« gegen das Sprechen ausdrücklich verweist, was m. E. für die analytische Körperpsychotherapie in keiner Weise zutrifft und wohl auch kaum mehr für bestimmte Varianten Bioenergetischer Analyse, in denen ebenso viel gesprochen wird. Mein eigener bioenergetischer Lehranalytiker war von seiner Erstausbildung her Psychoanalytiker und allgemein bekannt für seine hochkomplexen Deutungen, die einen wesentlichen Bestandteil seines Zugangs ausmachten (vgl. dazu *Geißler* 2009, S. 23–40).

Die verbale Dimension in der psychoanalytischen Psychotherapie ist ein machtvoll Instrument, und Erkenntnisvorgänge können durchaus in hoch affektive Gegenwärtmomente münden, was *Stern* ja in verschiedenen Schriften immer wieder deutlich gemacht hat. Es geht uns in der analytischen Körperpsychotherapie also nicht darum, das eine gegen etwas anderes auszuspielen, sondern nur darum, einen Handlungsraum als Möglichkeitsraum bereit zu stellen, der – sofern der Patient *und* der Therapeut sich dazu in der Lage fühlen – in günstigen Fällen in Erfahrungen von hoher unmittelbarer Evidenz münden. Diese sind manches Mal »selbstredend«, sodass eine zusätzliche verbale Interpretation überflüssig wird. Im »nicht-nur-sprechenden Miteinander-Tun« kann sich ein (beidseitiger) Affektfluss einstellen, der u. U. eine sehr starke (beidseitige) Dynamik entfachen kann; hierhin liegt wohl ein Grund, warum innerhalb solch offener Settings (wie auch in der Bioenergetischen Analyse) Patienten meiner Erfahrung nach öfter und leichter tief weinen und schluchzen als im reinen Sitz- oder Liegesetting. Je stärker der Körper in all seinen Ausdrucksmöglichkeiten ins Geschehen involviert ist, umso eher scheint er als ganzer in affektive Bewegung geraten zu können, was diese für Körpertherapeuten vertraute Intensität emotionaler Prozesse zu bedingen scheint. Es ist, als wenn sich die therapeutische Arbeit in einem anderen »Aggregatzustand« (*Moser* 1989) vollziehen würde.

3 Auf welche Weise man dafür die notwendigen Voraussetzungen schaffen kann, wie in der Einrichtung und Ausstattung des Therapieraums, wird in meinem eigenen Beitrag in diesem Buch deutlich werden.

Interessanterweise sind derartige Zusammenhänge sowohl vielen Laien als auch ebenso Studenten der Psychologie unmittelbar einleuchtend. Eine Binsenweisheit ist doch: Wenn man schwimmen lernen will, muss man ins Wasser gehen. Man muss sich in diesen spezifischen Aggregatzustand der Flüssigkeit begeben, um deren Gesetzmäßigkeiten im konkreten Handeln auszuloten, weil das Schwimmen nur auf diese Weise angemessen erlernt werden kann. Es nützt nicht viel, einem Nichtschwimmer zu erklären, wie er die einzelnen Bewegungen durchzuführen hat, ohne dass er sich dabei unmittelbar ins Wasser begibt und die Bewegungen konkret ausprobiert und dabei die Erfahrung macht, dass ihn das Wasser tatsächlich trägt! Vergleichbares geschieht, lässt man sich als Psychoanalytiker auf Körperpsychotherapie ein: Erst im konkreten Handeln werden die vielfältigen Möglichkeiten, die sich dabei ergeben und nutzbar gemacht werden können, erschließbar.

Zugleich drücken die meisten Menschen angesichts erstmaliger körpertherapeutischer Erfahrung oft eine Mischung aus Neugier und Scheu aus, weil sie intuitiv ahnen, dass sich hierbei ein Erfahrungsfeld auftut, das wahrscheinlich herausfordernder und daher auch ängstiger sein wird – weil es leichter ans »Eingemachte« geht. Der verbale Schutzraum, das Sich-Verstecken-Können in einem affektarmen Reden über sich selbst, kann in einem körpertherapeutischen Setting dann und wann in Sekunden zusammenbrechen. Genauso habe ich das auch empfunden, bevor ich mich Ende der 70er Jahre erstmals in eine körpertherapeutische Gruppe hineinwagte, dies nach mehreren Jahren der Erfahrung mit vielen anderen, nicht-körpertherapeutischen Methoden, einschließlich einer Couch-Analyse. Dass ich, »kopfig« und überkontrolliert wie ich damals war, im Rahmen dieser Premiere das allererste Mal innerhalb einer therapeutischen Situation nach wenigen Gruppenstunden tief zu weinen begann, hat mich sicher nachhaltig geprägt und mein Bestreben, Körpertherapie und Psychoanalyse zu integrieren, wesentlich bestimmt. Ähnlich prägend wie die lebensgeschichtliche Früherfahrung ist wohl für alle Psychotherapeuten hinsichtlich ihrer schulenspezifischen Präferenz ihre jeweils spezifische Sozialisation in ihrer affektiven Dimension. Ich gehe davon aus, dass *Buchholz* und *Leikert*⁴, die

4 Mertens (2012) würde die beiden wohl als »interdisziplinär orientierte Psychoanalytiker« einstufen.

sich in diesem Buch dem impliziten Beziehungswissen aus psychoanalytischer Perspektive nähern, nicht vergleichbar positive prägende körpertherapeutische Erfahrungen machen konnten, wie das bei mir der Fall gewesen war; deswegen zeigen sie sich den möglichen klinischen Implikationen angesichts der Bedeutsamkeit der impliziten Domäne eben reservierter.

Und genau dies gilt wohl noch immer für die allermeisten Psychoanalytiker, von denen viele gegenüber der analytischen Körperpsychotherapie kritisch eingestellt zu sein scheinen, weil sie innerhalb ihrer Ausbildung keine oder vielleicht keine qualitativ gute körpertherapeutische Selbsterfahrung machen konnten. So erkläre ich mir, warum bei aller Evidenz im Hinblick auf die vielfältigen Möglichkeiten des Miteinander-Handelns – Maaser (2011) spricht in diesem Zusammenhang von einem »Schlaraffenland« – und trotz der mittlerweile vielen Veröffentlichungen in diesem Bereich die (zumindest offizielle) Akzeptanz als spezifischer Zugang *innerhalb* der Psychoanalyse immer noch zögerlich ausfällt. Der Widerstand, das nahe Liegende anzuerkennen, hat vermutlich nicht nur mit verkrusteten Strukturen zu tun, sondern es dürfte so sein, wie ein Kollege gemeint hatte, den wir im Rahmen einer Evaluation analytisch-körpertherapeutischer Fortbildung befragt hatten, dass körpertherapeutisches Handeln »eine analytische Demarkationslinie überschreite« (vgl. Geißler/Worm 2012, S. 75). Dabei machen Vieraugengespräche mit Kolleginnen und Kollegen deutlich, dass eine anscheinend wachsende Anzahl von ihnen klammheimlich mit körpertherapeutischen Interventionen innerhalb ihrer Behandlungen experimentiert, ebenso mit anderen Techniken, wie z. B. EMDR. Es scheint etwas ganz anderes zu sein, darüber öffentlich zu sprechen, geschweige denn darüber zu publizieren. Zu leicht scheint man sich nach wie vor verdächtig zu machen, die wohlvertrauten analytischen Gefilde zu verlassen und einem Agieren zu erliegen, wo man doch die gleichen therapeutischen Ergebnisse im vertrauten Setting genauso hätte erreichen können. Ich vermute, dass es irgendwann wissenschaftliche Studien geben wird, die diese Annahme widerlegen. Ich glaube das, weil ich dreierlei Erfahrungen zur Verfügung habe: eine analytische Erfahrung im Couch-Setting, eine analytische Erfahrung im Gegenüber-Sitzen und eine dritte Erfahrung im Rahmen meiner bioenergetischen Lehranalyse. Es *existieren* Unterschiede, trotz vielfacher Überschneidungen, sodass man von unterschiedlichen »Erfahrungsräumen« sprechen kann (vgl. Scharff 1998).

Vielleicht noch ein paar kritische Anmerkungen, wie sie in dem einen oder anderen Buchbeitrag zur Sprache kommen. Mit dem impliziten Beziehungswissen wird eine Dimension besprochen, die man sprachlich schwer fassen kann. Es ist daher nicht verwunderlich, dass eine gewisse begriffliche Unschärfe die wissenschaftliche Literatur zu diesem Thema prägt. Teilweise wird auch von einem prozeduralen Wissen gesprochen, und *Stephenson* macht diesbezüglich in seinem Beitrag einen interessanten Vorschlag. Ebenso kann man mit Recht einwenden, dass die Trennung von »implizit« und »explizit« überhaupt viel zu künstlich ist, wo wir es doch im Grunde mit einem ganzheitlichen Wirkgeschehen zu tun haben; eine solche Position wurde von Heisterkamp und mir anderorts vertreten (Geißler/Heisterkamp 2007). Ich bin dennoch der Ansicht, dass es sich lohnt, diese implizite Dimension als eigene herauszuheben und darüber nachzudenken, nicht zuletzt, weil sich diese Begrifflichkeit in vielen wissenschaftlichen Disziplinen eingebürgert hat, was die Chance wissenschaftsübergreifender Diskurse beträchtlich erhöht. Mertens hat der Wichtigkeit dieser Begrifflichkeit dadurch Rechnung getragen, dass er »implizites Beziehungswissen« als neuen Begriff in die eben in Druck befindliche Neuauflage seines Handbuchs psychoanalytischer Grundbegriffe aufgenommen hat.

Was in unseren Breitengraden wenig bekannt ist: Einige japanische Wissenschaftler haben sich dem »impliziten Wissen« bereits in den frühen 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts angenommen. Das SECI-Modell⁵ ist ein von Ikujiro Nonaka und Hirotaka Takeuchi vorgestelltes Modell zur Modellierung der Wissenserzeugung, das als Grundlage des Wissensmanagements dient. Das Modell wurde erstmals 1995 in ihrem Buch »The Knowledge Creating Company« (deutsch 1997 als »Die Organisation des Wissens«) vorgestellt, das großen Einfluss auf die folgende Literatur und Forschung zum Thema Wissensmanagement ausübte und inzwischen als einer der Klassiker dieser noch relativ jungen Disziplin angesehen werden kann.

Es wurde der Frage nachgegangen, warum sich implizites Wissen im betriebswirtschaftlichen Feld zuallererst anscheinend in Japan durchzusetzen vermochte (Schanz 2006). Hier ist ein interessanter Befund zu erheben. Es stellte sich als Besonderheit der japanischen Sprache (ebenso wie der

5 SECI bedeutet: Socialization, Externalization, Combination, Internalization.

polynesischen) ihr Reichtum an Vokalen als Träger implizit-emotionaler Botschaften heraus (Tsunoda 1985) in Kombination mit der Besonderheit der japanischen Kultur, die während der gesamten Lebensspanne und besonders im Unternehmensbereich durch hochgradig emotionale Beziehungen charakterisierbar ist:

»Die Beziehung zwischen zwei Individuen von höherem und niederem Status ist die Grundlage des Strukturprinzips der japanischen Gesellschaft. Diese bedeutsame Beziehung wird durch die traditionellen Begriffe *oyabun* und *kobun* ausgedrückt. *Oyabun* bezeichnet die Person mit dem Status eines Elternteils (*oya*) und *kobun* die mit dem Status eines Kindes (*ko*) [...]. Die Begriffe *oyabun* und *kobun* werden auch heute noch gebraucht, wenn auch nicht in der strengen Bedeutung des Wortes. *Oyabun* kann jemand in übergeordneter Stellung im Betrieb sein, zu dem sich im Laufe der Jahre eine enge persönliche Beziehung entwickelt hat. Die wesentlichen Elemente dieser Beziehung bestehen darin, dass der *kobun* von seinem *oyabun* Wohltaten und Hilfe erfährt, etwa bei der Stellensuche oder bei der Beförderung, oder auch darin, dass dieser ihn bei einer wichtigen Entscheidung berät. Umgekehrt ist der *kobun* stets bereitwillig zu seinen Diensten, wenn sein *oyabun* dies fordert« (Nakane 1985, S. 65).

In der Online-Enzyklopädie Wikipedia wird »implizites Wissen« in folgender Weise dargestellt: Es bedeutet »können, ohne sagen zu können, wie«. Jemand »weiß, wie es geht«, aber sein Wissen steckt implizit in seinem Können, ihm fehlen die Worte, um dieses Können zu beschreiben oder es anderen verbal zu vermitteln. Ein Beispiel dafür ist die Fähigkeit, auf dem Fahrrad das Gleichgewicht zu halten. Wer das vermag, kennt – aber eben nur implizit – eine komplexe physikalische Regel, die Neigungswinkel, aktuelle Geschwindigkeit, Kreisgesetze und Lenkeinschlag berücksichtigt.

Dass dies so ist, mag selbstverständlich klingen. Dass wir es dennoch nicht als selbstverständlich empfinden, hängt wohl auch damit zusammen, dass wir als »menschliche Tiere«⁶, die dermaßen stolz sind auf unser

6 Ich verwende diese zunächst ungewöhnlich erscheinende Begrifflichkeit in Anlehnung an den evolutionären Anthropologen Volker Sommer, der in seiner gradualistischen Sichtweise auf die Evolution zum Ausdruck bringen möchte, dass wir Menschen gern dazu neigen, uns anthropozentrisch zu erhöhen und uns auf eine

Vermögen, zu denken und zu sprechen (und uns dadurch scheinbar von nichtmenschlichen Tieren zu unterscheiden scheinen), den Anspruch erheben, alles in uns und um uns herum denkend ergründen und verstehend erklären zu können. Ausgangspunkt unserer mentalen Leistungen sind dabei sinnliche Wahrnehmungen, aber auch bereits diese stoßen in der alltäglichen Umsetzung des Wahrgenommenen ins Denken auf Grenzen. Ein Beispiel, das viele Menschen vermutlich ähnlich erleben, sind Flugzeuge, die in einem für uns unsichtbaren Gas, der Luft, scheinbar mühelos dahinschweben, und dies trotz ihres tonnenschweren Gewichts. Es ist ähnlich wie beim Schwimmen: der andere Aggregatzustand – ob das Sich-Bewegen in Flüssigkeit oder in Gas ohne festen Untergrund – überschreitet unsere übliche sinnliche Erfahrung und wirkt befremdlich. Genau wegen dieser inneren Unvereinbarkeit des Wahrgenommenen mit dem Schlussgefolgerten fühle ich nach wie vor so etwas wie Bewunderung, wenn ich einen dieser Riesen über mir erblicke, und nach wie vor bleibe ich oft staunend stehen und folge dem Schweben des Flugobjekts, wie ein kleines Kind, das ein unergründliches Mysterium erblickt.

Die Diskussion um das implizite Wissen führt aber noch viel weiter. Sie führt unter der Voraussetzung, dass wir keine absolute Trennlinie zwischen belebter und unbelebter Materie einziehen (wofür manches spricht, was ich in meinem eigenen Beitrag in diesem Buch aufzuzeigen versuche), in letzter Konsequenz in einen Bereich, den man »geistig« oder »energetisch« oder »quantenphysikalisch« oder sonstwie bezeichnen könnte – denn wirklich verstehen können wir das, was sich auf nicht-materieller Ebene ereignet, nur höchst unzureichend. Dabei greifen wir auf die *Anwendungen* derartiger Wirklichkeiten im Alltag ständig zurück: Auf der Quantentheorie beruhen die gesamte Laser-Technologie, Halbleiter, Computer-Chips und ebenso die Computertomografie – und ohne sie alle wäre unsere heutige Welt überhaupt nicht mehr vorstellbar! Mit anderen Worten, in der Praxis leben wir längst mit einem neuen Paradigma, trotz unserer Scheu und unseres

Sonderstufe zu stellen, in Unterscheidung zu Tieren. Dazu gehört auch die innerhalb der Psychoanalyse übliche Betonung der Besonderheit unserer Sprache(n), die uns angeblich so sehr von den Sprachen aller anderen Lebewesen unterscheidet und diese Sonderstellung gleichsam beweist.

Widerstandes, all die Implikationen einer »anderen Wirklichkeit« ernst zu nehmen. Denn diese »andere Wirklichkeit« verweist auf etwas anderes, das uns in seiner Nicht-Fassbarkeit, Nicht-Kontrollierbarkeit, Angst macht: »Wer über die Quantentheorie nicht entsetzt ist, der hat sie möglicherweise nicht verstanden«, soll Niels Bohr, der dänische Atomphysiker, einmal gesagt haben (vgl. Niederführ 2010, S. 28f.). Und eine Wiener Ärztin sagte angesichts der unübersehbaren Methode eines alternativen Heilers, dessen Praktiken mit den üblichen medizinischen Erklärungsansätzen nicht in Einklang zu bringen waren, anlässlich einer eigenen Erkrankung auf die Frage, warum sie diesen Heiler nicht aufsuchen wolle: »Ich gehe nicht zu ihm. Denn wenn das stimmt, dann hänge ich meinen Beruf an den Nagel« (ebd., S. 128). Dies ist ein schönes und auch typisches Beispiel eines Widerstandes auf akademischer Ebene: etwas nicht zur Kenntnis nehmen wollen, weil die damit verbundenen persönlichen Konsequenzen gefährlich für das eigene Weltbild sein könnten.

Verhält es sich vielleicht mit den psychoanalytischen Vorbehalten der analytischen Körperpsychotherapie gegenüber ähnlich? Müsste man dann als »gestandener« Psychoanalytiker vielleicht zugeben, etwas Wesentliches übersehen zu haben? Diesbezüglich hat Bollas eine interessante Bemerkung gemacht, indem er darauf anspielte, dass Freud, der sich ja ebenso zu Grenzphänomenen wie z. B. Telepathie geäußert hatte, ursprünglich viel weiter gedacht hatte als in seinen späteren Schriften: »Freud entschied sich für eine Art *Reader's-Digest*-Version eines Seelenlebens voller Sexual- und Aggressionsromantik, um die Aufmerksamkeit von den weiter reichenden Implikationen der Welt, die er entdeckt hatte, abzulenken« (Bollas 2011, S. 24; vgl. auch Mertens 2012, S. 238).

Interessant sind in diesem Zusammenhang zwei Bemerkungen des bekannten zeitgenössischen Neurowissenschaftlers Edelman. Er arbeitet in seinen Überlegungen über die Essenz unseres Geistes und des Bewusstseins einerseits heraus, dass es keinerlei Hinweise darauf gibt, dass die Struktur des Gehirns repräsentationale Fähigkeiten *direkt* unterstützen würde. Mathematische Fähigkeiten beispielsweise werden im Gehirn nicht direkt repräsentiert, sondern sind im Rahmen menschlicher Kulturen infolge des sprachlichen Austauschs und der Anwendung von Logik entstanden. Wenn man sagt, unser Gehirn arbeite mit Repräsentation, liege darin ein

Fehler, denn das in den Nervenzellen eintreffende Signal enthält keinerlei kodierte Botschaft, und es gibt keine Strukturen, die imstande sein könnten, einen Code mit hinreichend hoher Präzision zu speichern, keine natürliche Urteilsinstanz, keinen »natürlichen Homunkulus«. Vielmehr sei unser Gedächtnis seinem Wesen nach nicht-repräsentational (Edelman/Tononi 2002). Andererseits gesteht er in einem Interview ein, dass er sich mit den möglichen Konsequenzen all dessen, was er in seinen jahrelangen Forschungen an explizitem Wissen zutage gefördert hat, nicht wirklich stellt. Auf die Frage, welche Folgen seine Erkenntnisse über die Neurowissenschaften auf geistige Bereiche, wie z. B. spirituelles Erleben, haben könnte, antwortete er: »Dies ist ein Thema, dem ich aus dem Weg gehe« (Edelman 2007).

Wenn der Versuch, sich mehr oder weniger systematisch denkend mit etwas auseinanderzusetzen, für das unser Gehirn, wie es konstruiert ist, gar nicht so sehr geschaffen ist, somit mehr oder weniger klare Begrenzungen erkennen lässt, muss das nicht zugleich heißen, dass man über all dies nicht nachdenken sollte. Es heißt ebenso nicht, dass man einen Begriff erst gar nicht bemühen sollte, weil er möglicherweise von vornherein nicht genau definierbar ist. Im Grunde hat die Psychoanalyse gegenstandsmäßig genau dieses Problem: Sie ist ein mit analogen Begriffen arbeitendes konnotatives Symbolsystem und von daher in ihrer Struktur grundsätzlich und wesensmäßig multiparadigmatisch angelegt (Schüle 1999). Auch sie operiert grundlegend mit mehrdeutigen Begriffen, die genauso wenig wie der Begriff »implizites Wissen« auf eine einzige allgemein verbindliche Definition reduzierbar wären.⁷ Der unauflösbare Disput zwischen den mittlerweile zahllosen psychoanalytischen Schulen ist das beste Beispiel dafür. Wir müssen somit mit einer gewissen Unschärfe leben, selbst wenn von den sogenannten exakten Wissenschaften gern eindeutige und allgemein verbindliche Definitionen gefordert werden. Ich plädiere also klar dafür, auch im Hinblick auf die Erforschung des impliziten Wissens diese Unschärfen zunächst zuzulassen und von einem wissenschaftsübergreifenden Diskurs zu profitieren, der uns im Sinne eines »Clash of epistemic frames« vielleicht in neue Paradigmen hineinführt.

⁷ Dies habe ich an früherer Stelle versucht, anhand des Begriffs »Regression« nachzuweisen (Geißler 2001).

Dafür spricht sich auch ein anderer »gestandener« Kollege aus:

»Die sogenannte Metatheorie muss ohnehin auf Theoriebestandteile anderer Wissenschaften zurückgreifen. Im Moment sind dies vor allem die sich rapide entwickelnden Wissensstandbestände aus der neuropsychologischen Forschung. Deren Ergebnisse bestätigen zentrale psychoanalytische Annahmen. Mein Schwerpunkt ist allerdings die empirische Erforschung des psychoanalytischen Prozesses. Ich behaupte und meine dies nachweisen zu können, dass große Teile des Übertragungs- und gegen Übertragungsgeschehens empirisch beobachtbar und damit auch nachweisbar sind. Wenn dies nicht so wäre, würden sie auch nicht wirken. *Sie sind auch keine spezifischen psychoanalytischen Forschungsgegenstände sondern gelten für alle anderen Therapieformen auch*« (Krause, im Interview mit mir, 2013, Hervorh. PG).

Am Rande sei vermerkt, dass sich bei entwicklungszentrierten Forschern eine besonders starke Tendenz zu zeigen scheint, das Feld zu öffnen und im Endeffekt eher dynamisch-systemisch denn psychoanalytisch im engeren Sinn zu denken. Beispiele dafür sind neben Daniel Stern der Kinderpsychoanalytiker Greenspan (Greenspan/Shanker 2007) und in besonderer Weise Sander (2009), der seit Jahrzehnten in intensiver Weise die Verbindung zur Biologie sucht.

Nimmt man die implizite Domäne ernst, ergeben sich daraus auch wichtige Konsequenzen für Ausbildung, Fortbildung und Supervision. Neuerlich zitiere ich Krause:

»Das explizite Wissen vieler Kollegen über die Affekte ist schlecht. Anstelle der differenzierten Propositionsstrukturen wird mit Begriffen wie Aggression gearbeitet, und so unterschiedliche Zustände wie Verachtung und Wut unter einen begrifflichen Hut gebracht. [...] Den ausschließlichen Rekurs auf Narrative zur Supervision halte ich in doppelter Hinsicht für einschränkend. Erstens schließe ich die Prozesse während des Schweigens, die ich für ebenso zentral halte, nicht ein. Und zweitens versuchen Kandidaten narrative Kohärenz zu erreichen, das eigene unbewusste Gegenübertragungsverhalten ist aber in diesen Narrativen in den Problemfällen gerade nicht enthalten, eben weil es nur unbewusst interaktiv wirksam ist. [...] Ich gestehe allerdings, dass ich in den psychoanalytischen Gesellschaften und in der psychoanalytischen Forschung auf massive Abwehrformationen gestoßen bin, und mich mit den

neuen didaktischen Konzepten die an dem impliziten Wissen ansetzen [...] nicht durchsetzen konnte. Fürs erste habe ich mit den Kandidaten die Propositionsstruktur ihrer Narrative in Bezug auf die möglichen Affekte untersucht. Häufig tritt dann ein Phänomen auf, das man so beschreiben könnte: Mit diesem kognitiven Rahmen wird das durchaus vorhandene implizite Wissen plötzlich explizit und die Kandidaten erinnern sich daran wie die Episode während der Stunde tatsächlich abgelaufen ist [...]. Wahrscheinlich ist es besser das Phänomen so wie Sie anzugehen, in kleinen Gruppen, die außerhalb der Bewertungen der Ausbildungsinstitution tätig werden« (2013).

In meinem eigenen Buchbeitrag verknüpfe ich auf theoretischer Ebene verschiedene mir interessant erscheinende Diskurslinien und versuche durch möglichst anschauliche Einblicke in die konkrete Behandlungspraxis, einschließlich der Behandlungsräume, in denen ich seit dreißig Jahren arbeite, atmosphärisch fühlbar zu machen, was eine Therapie im offenen Setting ausmacht. Dabei handelt es sich immer um meinen sehr persönlichen Stil, und trotz meiner körpertherapeutischen Erfahrung wird nachvollziehbar werden, wie vorsichtig und oftmals zögerlich ich mich auf körpertherapeutische Sequenzen einlasse. Die drei vorgestellten Vignetten, besonders die erste, sollen auch die Schwierigkeiten und Umwege deutlich machen, die uns in unserer Arbeit täglich begegnen. Nachvollziehbar soll ebenso der teilweise hochgradig intuitive und improvisatorische Charakter meiner Interventionen werden – wozu ich stehen kann, eben weil ich auf implizite und automatisierte Prozesse vertrauen gelernt habe.

Das vorliegende Buch entstand auf folgende Weise: Am 23.3.2009 meldete sich per E-Mail ein mir bis dahin namentlich nicht bekannter Kollege aus Chile, mit folgenden Worten:

»Mein Name ist André Sassenfeld. Ich bin ein deutschsprachiger Psychotherapeut, der in Chile, Südamerika, seit vielen Jahren lebt und arbeitet. In den letzten Jahren hat sich mein Arbeitsstil und mein Verständnis psychotherapeutischer Praxis sehr nah zwischen relationaler, intersubjektiver Psychoanalyse und körperzentrierten Ansätzen bewegt. So habe ich auch die deutschsprachigen analytischen körperpsychotherapeutischen Ansätze durch mehrere ihrer Publikationen und jene ihrer Kollegen (zum Beispiel G. Heisterkamp) kennengelernt und studiert. Ich habe sogar letztes Jahr eine Buchbesprechung des von ihnen herausgegebenen Lehrbuches Psychoanalyse der Lebensbewegungen in einer

chilenischen Psychiatriezeitsschrift publiziert. Auch habe ich einige Artikel ins Spanische übersetzt und informell mit einigen interessierten Kollegen geteilt. Ich schicke ihnen hier einen Artikel der 2006 in einer chilenischen Psychiatriezeitsschrift publiziert wurde und den ich ins Deutsche übersetzt habe. Möglicherweise könnte dieser für die von ihnen herausgegebene Zeitschrift Psychoanalyse und Körper interessant sein. Ich habe vom Herausgeber die Erlaubnis, den Artikel mit dieser Finalität an sie zu schicken. Ich hoffe also, bald von ihnen zu hören. Einen Gruß, André Sassenfeld.«

Daraus entwickelte sich in den Folgemonaten ein zunehmend dichter werdender Dialog, der darin mündete, dass André an den beiden Wiener Symposia »Psychoanalyse und Körper« in den Jahren 2011 und 2012 teilnahm und dort jeweils einen eigenen Vortrag hielt, 2011 zum Thema »Suggestion und gegenseitige Beeinflussung« und 2012 zum Thema »Explizite und implizite Aspekte sportlichen Handelns unter besonderer Berücksichtigung von Emotionen« (als Dialogvortrag gemeinsam mit dem Sportpsychologen Günter Amesberger). Als unser gemeinsames Lieblingsthema entpuppte sich im Laufe unseres Diskurses das implizite Beziehungswissen; ein gemeinsames Buchprojekt war die logische Folge.

Was im deutschen Sprachraum bisher nicht gelingen konnte, aus unterschiedlichen Gründen, praktizieren Sassenfeld und seine Gruppe in Chile seit Jahren: eine Ausbildung von Studenten und anderen Personen in analytischer (oder wie er es nennt: relationaler) Körperpsychotherapie. Die Achse nach Chile wird weiterhin bedeutsam bleiben und sich hoffentlich noch verstärken. Es ist mir ein Anliegen, mich an dieser Stelle bei André herzlich für den sehr animierenden Austausch zu bedanken. Ebenso fühle ich mich seit vielen Jahren folgenden Kolleginnen und Kollegen für (oft jahrelange) Anregung, Kritik und emotionalen Beistand besonders verbunden: Günter Heisterkamp, Jörg Scharff, Gisela Worm, Bob Ware, Gabriele Poettgen-Havekost, George Downing, Christine Geißler, Otto Hofer-Moser, Wolfgang Mertens, Michael Buchholz, Rolf Maaser, Frauke Besuden, Daniel Geißler, Gerlinde Pieber-Laaha, Volker Sommer, Sebastian Leikert, Thomas Stephenson und Bernd Rieken.

*Peter Geißler
Jänner 2013, Wien*